

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

168 (23.7.1931) Die Welt der Frau



Die Welt der Frau



Das allzu artige Kind

Von Dr. Meta Anderson.

Direktorin des Instituts für Heilpädagogik in Newark.

Karls Mutter war verwirrt, als ihr Sohn wieder einmal mit dem zerrissenen Mantel nach Hause kam und dabei die Nachbarn verprügelte, weil ihr in dieser Woche schon die zweite Fensterkante eingeworfen worden war. „Ja, Sie haben es gut. Ihr Kindmal ist immer artig!“ sagte Karls Mutter und seufzte aus tiefster Seele.

Dat sie wirklich Anlaß, die Mutter des „immer artigen“ Reginald zu beneiden? In unserem Zeitalter der Kinderpsychologie, das so sehr die Meinung, kindliches Wohlverhalten entspringe aus wertvollen Motiven, erschüttert hat, müssen wir die verbreitete Anschauung, daß ein artiges Kind deshalb ein gutes Kind sei, wohl als uns keine Verlegenheit bereitet, mit gutem Grunde bezweifeln. Es gehört dazu, von der Erziehungsvorgeschichte eines Kindes derart zu berichten, wie es hinsichtlich einer Lehrerin tat, die da sagte: „Tom hat sich sehr gut als Lehrling erwiesen und ist sehr artig.“ Und doch hatte sie in ihrem Falle, der ein schüchternes und fürgames Kind betraf, vollkommen Recht.

Das allzu artige Kind, unerschrocken und einmütig lebend, wendet seine Energie von der Außenwelt ab und einer inneren Traumwelt zu. Seine Weisheit von der Wirklichkeit kann sich als Unfähigkeit, Schüchternheit, Abhängigkeit von den Erwachsenen, Furcht, Unsicherheit, Angst vor Kritik, Zurückgezogenheit und Unfähigkeit zu eigenem Denken äußern. Es ist klar, daß ein Kind, das nicht in vernünftiger Weise tätigen Anteil an dem es umgebenden Leben nimmt, entweder aus eigener Wahl oder kraft äußerer Erziehungsmethoden den Anforderungen des Lebens zu entfliehen trachtet. Nicht selten ereignet es sich, daß ein Kind, das in seiner Familie so hoch geschätzt wird, daß das Kind keine Minderwertigkeit spürt, aber in der Schule, wenn es dort, wenn der Lehrer sein Kind erwartet, daß dieser in keine Fußstapfen tritt. Der Sohn mag nur durchschnittlich begabt sein, in jedem Falle wird er sich nicht auszeichnen können und von der Wirklichkeit abkehren, weil er sich nicht auf die besonderen Erwartungen seines Vaters zu entschlüsseln kann. Der Vater ist vielleicht ein Selbstmörder; er kann seinem Kind vieles bieten, was ihm selbst verfehlt war. Er fordert daraus, daß sein Kind deshalb auch mehr leisten und mehr erreichen müsse als er selbst. Oft sind es unangenehme Vergleiche mit anderen Familienmitgliedern oder mit Kindern von Freunden und Nachbarn, die ein Kind veranlassen, sich durch Weisheit von der Wirklichkeit zu wehren zu lassen.

Auch in Familien, in denen ein Angehöriger längere Zeit krank ist, wächst das „allzu artige“ Kind heran. Es wird sich weit stiller verhalten und den Interessen der Erwachsenen weit mehr anpassen müssen, als für seine eigene Entwicklung nützlich ist. Ein solches Kind wird wohl zu einem rüchsigsten Menschen heranwachsen; aber Schüchternheit, Mangel an Initiative und Furcht vor dem Leben werden diese Tugenden mehr als wettmachen. Die Mutter, die stets befürchtet, ihr Kind könnte krank werden, oder irgend einen Unfall erleiden, wird es am ehesten zu einem wenig lebensfähigen Menschen heranbilden.

Was können wir tun, wenn wir erkennen, daß ein Kind nicht das normale Interesse am Leben hat, wenn es nie übermäßig nie zu Schaden aufweckt, mit einem Worte, wenn es allzu artig ist? Vor allem müssen wir die Voraussetzungen vermeiden, die einen solchen Seelenzustand hervorgerufen. Wir müssen alles vermeiden, was ein Kind ungebührlich unter Druck hält, was es hindert, seine angeborene Neugierde zu befriedigen — auch dann, wenn die Gefahr besteht, daß das Kind einem Verdrüßlichkeiten bereitet. Die große Schwierigkeit liegt am ehesten darin begründet, daß das allzu artige Kind keine Aufmerksamkeit wachruft, und daß Unentschlossenheit und Mangel an Energie in ihm bereits durch das Verhalten der Erwachsenen überbaut werden, daß seine Entwicklung sich in falschen Bahnen bewegt. Die Beeinträchtigung solcher Kinder wird sich zu einfacher Mittel wie der folgenden bedienen müssen: man biete dem Kind Beschäftigungen, die es interessieren und seinen Kräften angemessen sind; man lehre es einen Spaß zu verstehen — auch wenn er auf seine Kosten geht; man verleihe ihm die Möglichkeit, Erfolg zu haben, und erziehe es dazu, sich auch an Misserfolge zu gewöhnen.

(Berechtigter Nachdruck aus dem Amerikanischen von Leo Korten.)

Ehedämmerung?

Nicht über keine menschliche Institution wird heute so viel geredet und diskutiert wie über die Ehe. Es wird wohl tiefere Gründe haben, als man gemeinlich annimmt und Ursache und Wirkung werden tiefer verankert liegen und weit in das Erdreich hineinreichen. Was das Herz voll ist, läuft der Mund über, heißt ein altes Sprichwort. Es geht auf die vielen allzuvielen Geplätsche über die Ehe gemeinlich, über Ehetheorien in besonderen auszuweisen, dürfte wohl keine Überbetreibung sein. Namhafte Schriftsteller des In- und Auslandes haben sich mit dem Eheproblem beschäftigt und sind je nach ihrer Art und Einstellung zu ganz verschiedenen Ergebnissen gekommen. Aber das ein Thema erst einmal zum „Problem“ wird, das ist das interessante und bedeutungsvolle. Zwar werden auch in früheren Zeiten kritische Stimmen über die Ehe laut geworden sein, aber man nahm sie nie so ernstlich, nie so schmerzend, wie man das heute tut. Es liegt natürlich in der allgemeinen Umwälzung begründet, die sich in Staat und Wirtschaft viel intensiver vollzieht, als wir es sonst ahnen, daß auch die Einrichtung der Ehe, die aus der soziologischen Struktur von gestern erwuchs und durch sie bedingt und berechtigt war, daß auch die Prinzipien der Ehe in ihrem Fundament erschüttert und noch durch keine neue Zielsetzung abgelehnt worden sind.

Bertrand Russell, ein moderner, hochbegabter, englischer Philosoph, der vor einigen Jahren im Drei-Masten-Berlag in einem allen forschenden Sozialisten überaus zum Studium empfohlenen Werk „Die Kultur des Industrialismus und ihre Zukunft“ einen fast geistig verankerten Sozialismus eigenen Gepräges zu fundamentieren sich bemühte, versucht nunmehr jedoch in einem sehr interessanten, in flüssigem, klarem Stil geschriebenen Werk: „Ehe und Moral, eine Skizze“ (Drei Masten-Berlag, München) dem Eheproblem mit bewundernswürdiger Gründlichkeit gerecht zu werden und die Ergebnisse, zu denen er kommt, sind von eminenter Wichtigkeit und Bedeutung. Von den mutmaßlichen Verbindungen ausgehend, wo der Vater eine ganz nebensächliche Rolle spielt, behandelt er das System der Ehescheidung und gibt über die christliche Ehe zum Verfall der Ehe und über die Ehe, wie wir sie heute noch im Großen und Ganzen anerkennen müssen. Seine Auffassung von der Ehe, die er als schöpferische Kraft weit über die Gebundenheit der Ehe stellt, sind von so bewundernswürdiger Größe und Freiheit, von soviel Gefühlswärme und Verständnis für alles menschliche Sein, daß das Buch weit über den Rahmen einer wissenschaftlichen Betrachtung hinausreicht und als bahnbrechend angesehen werden muß. „Ehe kann nur bestehen, solange sie frei und spontan ist; wird sie zur Pflicht geformt, so geht sie oft daran zugrunde. Wer nur die Ehe selten läßt und sich jedem sonstigen Liebeserleben verschließt, der vermindert seine Aufnahme-fähigkeit und sein Mitteilungsvermögen und beraubt sich der Gelegenheit zu wertvollen menschlichen Beziehungen“, sagt Russell an einer Stelle. Woher die Ehescheidung, die größte Gefahr für die Ehe in den allermeisten Fällen ist, er folgt demselben. „Eine Ehe, die in lebensfähiger Liebe begonnen hat und aus der ersehnte und geliebte Kinder hervorgegangen sind, sollte ein so festes Band um die Ehe knüpfen, daß beide ihre Gemeinlichkeit, auch nach dem, was die körperliche Leidenschaft keine große Rolle mehr spielt, als etwas unendlich Kostbares empfinden, selbst wenn einer der Partner über alle beide einem andern Menschen in körperlicher Liebe zugewandt ist. Diese reifere und mildere Ehescheidung ist durch die Eifersucht der Eifersucht bis jetzt nicht möglich gewesen: die Eifersucht kann aber, obwohl sie eine instinktive Neigung ist, überberricht werden, sobald man sie als schädlich erkennt, statt sie als Ausdruck gerechtfertigter sittlicher Empörung hinzustellen.“ Sollen endlich

alle Möglichkeiten der Ehe ausgeschöpft werden, dann müssen Mann und Frau beizutreten lernen, daß beide in ihrem persönlichen Leben frei sein müssen, wie sich das Gesetz auch dazu stellen möge.

Mit diesen Auffassungen, so edel und frei sie sind, wird der Verfasser vorläufig noch auf seinen geringen Widerstand stoßen. Gewiß ist, daß es nur der richtigen Einstellung bedarf, um der Eifersucht in ihrer törichten und unheilvollen Wirkung Herr zu werden, aber solange die Menschen nicht wollen, und einsehen, daß sie nur sich selbst damit vernichten, wird wenig Hoffnung auf eine freiere und trotzdem gerade dadurch vertiefte Ehescheidung bestehen. Russell äußert sich an späterer Stelle noch einmal zu ausgesprochenem dem Problem der Eifersucht, daß ich mir nicht verlegen kann, auch diese Stelle anzuführen. „Ein reiches Leben kann nicht ohne Selbstbeherrschung gelebt werden: jedenfalls aber ist es besser, eine einengende, feindselige Neigung wie die Eifersucht zu befeuern, als eine edle und weitberzogene Empfindung wie die Liebe. Nicht das ist der Fehler der laubhaften Moral, daß sie Selbstbeherrschung fordert, sondern daß sie sie an falscher Stelle fordert.“ In diesem Sinne steht Russell durchaus bejahend und positiv zur Ehe, wenn er auch nicht die Zweifel verhehlen kann, die er für deren Zukunft sieht. Denn je mehr der Staat in das Wirtschaftsleben, in die Aufsicht der Kinder eingreift, desto überflüssiger wird die Position des Vaters als Ernährer sein und seine bisherige Vormachtstellung innerhalb der Familie wird immer mehr illusorisch. Aber all diese Prognosen sind höchst gefährlich und bedenklich und die voraussetzliche Entwicklung kann keiner genau feststellen. Vor allem richtet sich Russell ganz energisch gegen die asketische Auslegung früherer Zeiten, daß der Geschlechtstrieb etwas Sinnhaftes sei und unterdrückt werden müsse. Er warnt eindringlich vor den gewaltigen Schädigungen, die den Jugendlichen aus einer solchen irreführenden Wertung und Erziehung erwachsen. Er meint: „Es liegt ziemlich klar auf der Hand, daß der Impuls zu jeder Art von Schöpfung physisch losläßt mit dem Liebesempfinden zusammenhängt, nicht immer notwendig auf direkte, unweibliche Weise, darum aber nicht minder tief. Soll der Sexualtrieb zu künstlerischer Gestaltung führen, so müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein... Lebensfreude wiederum ist von einer gewissen Spontanität des Geschlechtslebens abhängig... Soll der Trieb seine Stille finden, so muß Liebe, muß Werbung, muß Kameradschaft da sein.“

Zum Schluß kommt er dennoch zur vollkommenen Behauptung der Ehe als der menschlichen Einrichtung, aus der die besten Qualitäten menschlichen Seins am freiesten und unerschöpflichsten fließen können, allerdings mit einem Abänderung an der bisherigen Moralanschauungen, vor allem in der Richtung härterer Achtung der Persönlichkeit auch innerhalb der Ehe. „Die Ehe, die ich verteidigen möchte, tritt nicht für Unselbstständigkeit ein; sie erfordert fast ebenso große Selbstbeherrschung wie unsere laubhaften Moral. Nur erstreckt sich diese Selbstbeherrschung mehr darauf, daß man sich der Einmischung in die Freiheit seiner Mitmenschen enthält, als daß man der eigenen Freiheit Zwang antut... Das Wesentliche an einer guten Ehe ist die Achtung vor der Persönlichkeit des anderen, im Verein mit der tiefen, körperlichen, geistigen und seelischen Vertraulichkeit, die die wahre Liebe zwischen Mann und Frau zum fruchtbarsten aller menschlichen Ergebnisse macht. Eine solche Liebe will wie alles, was groß und lobbar ist, ihre eigene Moral und verlangt häufig ein Opfer des Geringeren vor dem Höheren. Dieses Opfer aber muß freiwillig sein, sonst untergräbt es die Grundlaage der Liebe, um bereutwillig es gebracht wird.“ H. D.

Spielgefährten

Vorher hat durch den Gartenzaun. Draußen steht Heini und hat auch durch den Zaun. Vorher ist 4 Jahre alt, Heini ebenso alt. Vorher hat keine Geschwister — sie lebt sich nach einem Spielgefährten. Auch Heini ist das einzige Kind seiner Mutter. Er ist immer allein. Und nun ist es klar, daß sie beide große Freude haben, Bekanntschaft zu schließen. Vorher betrachteten sie einander durch die Spalten des Zaunes.

„Ein brauner Mohrenkopf“, denkt Vorher... „wie in meinem Bilderbuch...“ Strohhüte auf dem Kopf... „So'n Dickschiff!“

„Fuss, die schmutzigen Hände! Die kann man ja nicht anfassen!“

„Aber anders... Warum wohl keine Mutter ihm keine äußere Schürze vorbindet? Die wäscht wohl gerade...“

„Warum kann ich auch so mit ihm spielen. Aber die Hand reiche ich ihm nicht.“

„Die steht aus wie am Sonntag“, denkt Heini, „So'n feines Kleid...“ und sein Kleid drauf... die kriegt wohl nie Schelte... ihr Kopf ist wie ein Rabe... sie spielt sicher nicht mit mir.“

„Und sie leben einander interessiert an, forschend, fragend. Heini kann sich nicht entschließen. Er ist tollfroh überaus: Sie wird mein sagen. Aber Vorher ist mutig. „Wie heißt Du denn?“ fragt sie mit heller Stimme. Keine Antwort. „Wie Du heißt?“ wiederholt sie ungeduldig. Sie ist zu temperamentvoll, um warten zu können.“

„Heini!“ kommt es fast stummlos von ihm, daß sie es gerade noch verstehen kann.

„Du, Heini! Ich habe einen Eimer... hier ist meine Schaufel... ich kann Sandfischen baden... kannst Du auch Sandfischen baden?“

Heini schweigt. Er steht Vorher an, den Eimer und wieder Vorher. Wenn er da hineingeht, wird er wohl wieder verjagt... „Dort ist das Wirtchen“, sagt Vorher. Das ist nicht misszuverstehen. Er findet das Wirtchen, er steht im Garten.

„Das ist die Sandgrube“, sagt sie. „Du darfst mitspielen.“ Heini steigt in die Grube hinab, und sofort gehört die Grube ihm. Er kann schon spielen, aber mitspielen — das versteht er nicht. Mit ungeschickten Händchen wühlt er im gelblich-weißen Sande. Er fühlt sich wohl neben dem kleinen Mädchen. Sie aber hat es anders gemeint: „Was machst Du denn da? Du sollst doch mit mir spielen!“ sagt sie ein wenig herrlich. Wir wollen Sandfischen baden.“

Heini fährt fort, den Sand auszuwerten. Er hat keinen Sinn für Sandfischen. Er ist Tiefbaudarbeiter; er hebt den Brunnen nach aus, tief, ganz tief, bis zum Grundwasser. Und es muß auch kein geschäft werden. Heini denkt das wenigstens. Sagen kann er es nicht. Sein Schmelzen reist Vorher. „Du zertrittst ja die ganze Grube! Sofort kommt Du heraus! Hörst Du!“ Und somit krallen sich ihre Finger in seinen Arm. Seine dicke Faust fährt automatisch gegen ihre Bade. Er ist ganz rot.

„Au... a, meine Bade!“ setert sie. „Meine Bade! — Nutt! Nutt!“

„Was hast Du denn?“ ruft Mutter, noch unterweas. „Schrei doch nicht so!“

„Weinend birat Vorher ihren Kopf in Mutters Rock. Der Heini hat mich gebaut! Er soll mit mir spielen! Nutt — i — i!“

„Kleiner Heini“, sagt Frau K., „wirst Du nicht mit Vorher spielen? Heini begreift nicht, was er noch soll. Er will ja mit Vorher spielen. Dazu ist er doch in ihre Grube hinabgestiegen. Aber er ist so lange allein gewesen. Er kann nur neben jemand spielen, nicht mit jemand. Er ahnt den Unterschied nicht. Er kann auch nichts sagen.“

„Du mußt nicht hauen“, sagt Frau K. freundlich. „Das tut Vorher nicht.“

Wieder wird der Junge rot. Vorher hat ihn in den Arm geschlagen, und um ein Haar hätte sie den Brunnen verschüttet! Aber er kann es wieder nicht sagen.

„Komm doch aus der Grube heraus; spiel lieber mit der Lort!“

„Vor lauter Verlegenheit kann er sich nicht rühren. Wie soll er spielen, wenn er den Brunnen nicht graben darf...“

„Er soll spielen, er soll spielen!“ bringt Vorher in die Mutter. „So lag ich doch! Du siehst ja, er will nicht mit Dir spielen. Komm, ich Dein Abendbrot und hinterher geben wir zur Großmutter.“

Zur Großmutter — das heißt Erdbeeren. Ihre Tränen verstehen. Höer, höer Heini! Will nicht mit mir spielen...“

mault sie, und mit gräßlichem Gähnen und eben so gräßlichen Schreien trümpelt sie neben der Mutter ber ins Haus.

Erst ist er rot bis über die Ohren erregt Heini reißlos Besitz von der Sandgrube. Bis zum Abend wird er das Grundwasser erreicht haben. Er buddelt und buddelt, aber die Erregung des Nutrittes hebt in ihm nach. Es will kein rechtes Vergnügen mehr aufkommen. Nur noch mechanisch graben seine Hände. Ihm fehlt etwas zur Freude an dem Spiel — das kleine Mädchen, neben der er gespielt hat. Er begreift auch jetzt nicht, weshalb sie so böse wurde. Unzufrieden gibt er das Graben auf. Sieht mit hängenden Armen auf dem Grabenrande. Er schaut nach dem Himmel. Der ist dümmlich faul. Ziellos schweift sein Blick durch den vorabendlichen Garten. Und plötzlich spürt er die Stille. Er ist so allein. Er hat zu nichts mehr Lust. Er wird Mutter suchen gehen. Er steigt aus der Kiesgrube, und in größter Hast, als gelte es, vor etwas Ueberwältigendem, etwas Drohendem zu flüchten, läuft er durchs Wirtchen hinaus, den schmalen Pfad entlang zum Hauschen der Mutter.

„Nutt, Nutt!“ möchte er rufen, wie vorhin das Vorher. Aber seine Mutter hört ihn nicht; die ist weit weg. Und er läuft und läuft mit fest aufeinanderdrückenden Lippen, so rasch seine biden, kleinen Beinhäuten ihn tragen wollen. S. R.

Kinderbeihilfen

Eine wichtige Entscheidung zur Frage des Kinderzuschusses der Sozialrentner hat vor kurzem eine Sachverständigen-Kommission des Reichsversicherungsamtes Laubach in Bayern gefällig. Eine Rentenempfängerin hatte die Weiterzahlung des Kinderzuschusses für ihren als Kaufmannslehrling in der Ausbildung befindlichen Sohn über das 15. Lebensjahr hinaus beantragt. Die Landesversicherungsanstalt Niederrhein hatte die Gewährung des Kinderzuschusses über das 15. Lebensjahr hinaus abgelehnt, weil das Kind von der Rentenempfängerin nicht überwiegend unterhalten werde, denn der Knabe erhalte von seinem Lehrern eine monatliche Vergütung von 15 Mark und außerdem vom heimatischen Bezirks-

fürsorgeverband eine Erziehungsbeihilfe von monatlich 15 Mark. Gegen diesen Bescheid legte die Rentenempfängerin Berufung ein. In der Berufungsverhandlung legte sie dar, daß der monatliche Aufwands für den in der Lehre befindlichen Sohn über 75 Mark monatlich betrage, so daß also über die vom Lehrern und vom Bezirksfürsorgeverband geleisteten Beträge hinaus der über wiegende Teil des Unterhalts von der Rentenempfängerin getragen werden müsse.

Das Urteil des Oberverwaltungsamtes sprach der Rentenempfängerin den Kinderzuschuß nach § 1291 der Reichsversicherungsordnung weiter zu mit folgender Begründung: „Nach § 1291, Absatz I, Satz II der Reichsversicherungsordnung in der Fassung des Gesetzes vom 25. Juli 1926 wird der Kinderzuschuß bis zum vollendeten 21. Lebensjahre gewährt, wenn das betreffende Kind nach Vollendung des 15. Lebensjahres Schul- oder Berufsausbildung erhält, und zwar solange diese Ausbildung dauert und der Versicherte das Kind überwiegend unterhält. Der Gesetzgeber hatte bei Schaffung dieses Gesetzes wohl die Absicht, den unterhaltspflichtigen Personen durch den Fortbestand des Kinderzuschusses einen Anreiz zu geben, die Kinder nach Vollendung der allgemeinen Schulpflicht nicht des kleineren Verdienstes wegen sofort wieder eine weitergehende Schul- oder Berufsausbildung anteil werden zu lassen, die ihnen im späteren Leben ein besseres Fortkommen ermöglicht. Nach den Erläuterungen zum Gesetz vom 25. Juni 1926 vom Landesrat Göttingen ist bei Auslegung der Bestimmung, daß der Versicherte, d. h. der Rentenempfänger, das Kind überwiegend unterhält, eine mildere Auffassung anzuwenden. Unter „überwiegend unterhalten“ wird nicht ein Unterhalten aus dem Arbeitsverdienst verlangt, sondern es ist auch ein Unterhalten aus sonstigen Einnahmen, Sparguthaben, Zuwendungen von dritter Seite u. m. ausreichend. „Überwiegend unterhalten“ bedeutet nach der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes, wenigstens mehr als die Hälfte zum Lebensunterhalt des Kindes beitragen. Die Voraussetzungen des „überwiegenden Unterhalts“ liegen demnach schon vor, wenn der Rentenempfänger außer dem Betrag des Kinderzuschusses noch etwas mehr aus Mitteln seiner Rente oder etwaigen sonstigen Einnahmen für das Kind aufwendet.“ E. So. W.

Stilles Glück

Wieder ist ein Tag vergangen. Mide lehr' ich beim zu dir. Bärtlich freiest du meine Wangen. Drückt die tauben Hände mir.

War's beschwerlich, was wir schafften. Gab's Enttäuschung auch und Harm — Alles, was in mir blieb hatten. Klingt ruh ab in deinem Arm.

Wie der Tau erquilt die Blüte. Wenn vor Durst sie schier erschlafft. Gibt dein heiteres Gemüte Meiner Seele Schwung und Kraft.

Und so will der Abend runden. Prob' sich nach des Tages Laß. Bärtlich ist der Feiertunden. Glückdurchschonnte, süße Raß.

Ernst Riediser.